

Sterben in Uskila

von

Gertrud von den Brincken

Als Arnulf seine kranke Frau nach Finnland brachte, war es ein Spätsommer voll unausdenkbarer Farbenpracht. Selbst das felsige, kargende Uskila hoch über dem segelüberblitzten grauen Meerbusen hatte alles entbrannt, was es an schmalen Blumenbeeten, Wiesenfetzen und Laubwaldstreifen besaß. So dass Raïssa ganz erstaunt die reisemüden Augen weitete, als das langsame Gefährt sie vor Uskilas Treppenstufen landete – ihrem neuen Daheim.

Es war dieses eigentlich eine unfreiwillige Landung, eine unfreiwillige Heimkunft, denn man hatte ursprünglich das bekannte Lungensanatorium zu Terijoki als Reiseziel und Daueraufenthalt gewählt. Die Ärzte aber, schon nach wenigen Tagen von Raïssas hoffnungslosem Zustand überzeugt, sparten nicht mit Beredungskunst und beschönigenden Worten, um der unliebsamen Todeskandidatin eine schnelle Abreise und jeden anderen Erdpunkt als ratzamere Stätte anzuempfehlen. Da man nun einmal so weit nordwärts gereist war, hatte man sich rasch entschlossen, die kleine, kaum noch gekannte Besitzung Uskila als ‚vorläufiges‘ Herbstquartier zu erwählen, ehe man sich um andere Entschlüsse bemühte.

Uskila lag nur drei Wagenstunden westwärts von Terijoki, im weltentlegensten felsigsten Finnlandwinkel, und Arnulf hatte das Gütchen einst von seinem Vater mit einem nachsichtigen Lächeln als einen Bruchteil seines Erbes entgegengenommen.

Vor fünf Jahren hatte er seine junge Frau auf sein weißes Schloss in Kurland heimgeführt. Vor drei Jahren war ihnen ein kleinwinziges Büblein geschenkt und gleich wieder fortgenommen worden. Und seitdem ging es mit Raïssas schwacher Gesundheit eilzugschnell bergab. Nun feierte sie ihre Ankunft in dem grauen Strandhaus von Uskila, lächelnd und mit roten Wangenrosen wie damals in Kurlands Gutshof. Nur dass ihr Lächeln nicht mehr so herztief herkam und die Wangenröte weniger von Frische und Fröhlichkeit als von des Fiebers Zeichnung herrührte.

„Du hast mir ja ein ganz falsches Bild von Uskila gemalt, Arnulf“, lächelte sie nach dem ersten kurzen Rundgang ihrem Hünenmann in die beglückten Augen. „Ich dachte, hier gäbe es nur Steine und Sand und höchstens ein paar distelige Blattgewächse dazwischen – und stattdessen blüht’s und leuchtet’s und duftet’s hier wie leibhafter Sommer!“

Vom Bewundern und von der stundenlangen holprigen Wagenfahrt erschöpft, lag Raïssa nun auf dem bequemen Divan der langen Glasveranda, die die ganze meerwärts ge-

wandte Front des grauen Holzhauses entlanglief. Sie streckte den Arm nach ein paar Topfpflanzen, die auf niederen Holzbänken an der Wand standen, das eintönige Grau der Bretter verdeckend. „Und sogar einen Wintergarten haben wir hier. Ich glaub, du bekommst mich nicht wieder fort von diesem neuentdeckten Paradies.“

„Wintergarten ist schön gesagt“, lächelte Arnulf und strich mit seiner großen Hand über die milchweiße Innenfläche von Raïssas ausgestrecktem Arm, „aber wenn du diesem bescheidenen Glaskasten schon solch edlen Namen schenken willst, müsstest du eher ‚Jahresgarten‘ oder so ähnlich zu ihm sagen, denn die drei übrigen Jahreszeiten hindurch muss er dir gleichfalls als Garten dienen. Glaub nicht, dass hinter den Kiefern oder sonst wo sich noch etwas Gartenähnliches versteckt hält. Die drei Beete und zwei Beerenbüsche, die bei unserer Ankunft vorne aufgestellt waren, sind alles, was es in Uskila an Garten gibt.“

„Sechs Beete sind es, Arnulf“, lächelte Raïssa entgegen, „und Johannesbeersträucher bestimmt ein ganzes Dutzend. Ich merk schon, du gehst auf ‚fishing compliments‘ aus – du machst unser Uskila nur schlecht, damit ich deine geheime Liebe dazu nicht entdecken soll und verantwortlich dafür bin, wenn wir uns nicht mehr davon trennen können, – ich erkenne dich in deiner erzmännlichen Verschlagenheit und Tücke.“

Doch ob es nun sechs Johannesbeerbüsche sind oder dreizehn, sie werden völlig gleichgültig gegenüber dem, was Uskilas Wesentliches, seine Schönheit und seine Seele ist: die Hingerissenheit an Himmel und Meer, diese zwei graublauen unermessbaren Tiefen, der einen, die mit weißhäuptigen Wogenarmeen unter ihm aufspringt als stürmische Lebensbejahung, und der andern, in die es mit seinen schmalen Fenstern und Fichten und seinem stillen Schindeldach hineinstößt, die mit orangener Morgenzartheit und abendvioletter Feierlichkeit das ganze menschenarme Felsennest Uskila an seine kühle Entrückung gebunden und unlöslich umschlungen hält.

Und es lebt sich erstaunlich leicht in Uskila. Es lebt sich hier viel leichter und einfacher als sonst irgendwo auf der Welt. Man hat immer viel Himmel um sich und viel Erde unter sich und hat viel Zeit und viel Schönes, das man in diese Zeit hineinschütten kann. Und unzählbare kleine Unliebsamkeiten sind einem hier von selber aus dem Weg geräumt, ohne dass man sich den Kopf zu zerbrechen brauchte, wie ihnen zu begegnen. Denn hier begegnet man allein nur sich selber. Man braucht keine Ausflüchte zu suchen, um ermüdenden oder forschenden Gästen Rede und Antwort zu stehen, denn es kommen keine Gäste über die grauen Holzstufen gestiegen. Man braucht keine städtischen Kontobücher mit Rubriken für Diver-

sa und Elektrizität und Gas zu führen, denn wie sollte man zu derlei Ausgaben gelangen auf diesem Himmelsfelsen jenseits aller Diversa, jenseits aller Gasherde und elektrischen Birnen. Was das kleine stämmige Pferd wöchentlich an Kolonialwaren und Petroleum heraufzerrt aus dem Kramlädchen des übernächsten Fischerdorfes, das bestellt und berechnet die alte Hausmagd Karelin, die hier seit Jahrzehnten alles bestellt und berechnet hat und der man wahrhaftig dieses Ehrenamt nicht aus der Hand winden will.

Also kann sich Raïssa mit bestem Gewissen ins Nichtstun und Unbekümmertkranksein betten, das sie bislang noch nicht auszukosten wagte. Und auch Arnulf darf hier tun, was ihn freut, und hat keine Pflichtgänge auf Felder und Heuschläge, die seine Vormittage zerreißen.

„Was brauche ich hier nach dem Rechten zu sehn“, lacht er. „Hier gibt es ja gar nichts Rechtes, das ist das einzig Gute an Uskila.“

„Das *einzig* Gute“, schmolzt Raïssa, „da versuchst du schon wieder dein Herz hinter einer Beleidigung zu verstecken: ich würde in Verlegenheit geraten, wenn ich dir das *einzig nicht* Gute nennen sollte, wahrhaftig ich wüsste nichts –“. Raïssa denkt nach. Ihre grauen Augen durchsuchen den Wintergarten, fliegen durch die weit offenen Fensterwände den schiefen Segeln auf dem Wasser drunter nach. „Das einzige, was mir ein kleines Unbehagen verursacht, ist die Furcht, du könntest anfangen, dich hier zu langweilen“, gibt sie dann stockend zu. „Doch dann sage ich mir, dass du dazu kein Recht hast – bei den vielen Büchern, die wir noch vor uns haben und unseren Schachfeldzügen – und überhaupt: wer solch kluge Frau wie du als täglichen Umgang hat, der müsste wirklich furchtbar stumpfsinnig sein, um auf Langeweile zu verfallen, nicht, Arnulf?“

Sie zupfte ihn am Ärmel des Ellenbogens, der ihr über der Lehne des Korbschaukelstuhls erreichbar ist. Und er lächelt und schaukelt zufrieden in die gelbrote Oktoberstille hinein, die sie beide umhüllt.

Nein, zu Langeweile ist kein Raum im ereignislosen Uskila. Die Tage sind von lauter freundlichen, rührend belanglosen Kleinigkeiten erfüllt, die einem mehr und mehr ans Herz wachsen. Wo keine Erwartung ist, ist keine Enttäuschung; wo gar keine Möglichkeit ist, irgendetwas anderes zu erwarten als das, was man aus sich selber herausholt und in die Zeit hineinlegt, - nun, da steht man ganz anders den ruhig und klangvoll schlagenden Stunden gegenüber, da erlebt man einmal sein eigenes Schicksal von einer ganz neuen Seite her. Zu Zweien kann dies ein köstlicher, ein Feinschmeckergenuss voll unausdeutbarem Aroma werden. Und wenn man noch Bücher bei sich hat, einen reichen Hain, der sein Rauschen aufzutun bereit steht, zu welchen Höhepunkten führt der Tag! Bücher wollen nicht nur durchlesen, sie wollen auch durchdacht und durchsprochen und durchleuchtet werden nach allen Himmels-

richtungen hin, wie es ihr Schöpfer an jedem der Schöpfungstage getan. Und hier hat man endlich Zeit für die Gespräche, mit denen Raïssa so gern ihren Tageslauf durchflieht, weil es ihr immer ist, als könnte man mit Worten viel mehr erleben als nur das beschränkte kleine Eigentum an Schicksal, das einem zufällt. Als könnte man sich mit Gesprächen ganz große flackernde Möglichkeiten erobern.

Und dann sind noch die Haustiere da und die Hausleute mit allerlei seelischen Bedürfnissen, die man bald, nachdem die erste höfliche Fremdheit überwunden, herausfühlt. Und dann sind noch die Fischer im Dorf unten da, von denen ab und zu einer in persönlicher Grauheit vor den Verandastufen erscheint, oder ein flachsblondes Kind mit dem Weidenbeutel voll Fischen im Arm. Und auch von denen, die nicht erscheinen, erfährt man durch die Mägde mancherlei Bedeutsames, so dass dieser ganze weitbuchtige Strand mit einemmal nicht mehr wie von steinerner Einsamkeit und Möwenflug beherrscht erscheint, sondern von ewigmenschlichem Hoffen und Zittern durchatmet und durchblutet.

Da ist der Fischerssohn Joann, der einen Arm verloren hat durch die Vergiftung mit dem Angelhaken. Der Joann, den das Hofsmädchen Aina hätte heiraten sollen und nun nicht mehr heiraten will, weil sie sagt, sie wolle keinen Mann, der sie nur so halb, so dürftig umarmen könne. Denn das Hofmädchen Aina ist hübsch und feuerblütig und weiß schon recht viel von der Liebe. Und da ist die weißblonde schmale Maaja, die neulich den Eimer voll Strömlingen brachte. Sie ist erst sechzehn und hat Augen so unschuldsklar wie der Morgenhimmel. Aber man sagt, sie sei gar nicht auf einer Dienststelle in Helsingfors gewesen, sondern irgendwo im Wyborgschen bei einem Onkel. Und ihr Kind sei gar nicht tot zur Welt gekommen, sondern sie habe es in einer Müllgrube erstickt. Und wer sonst ist der Vater dieses erstickten Kindes gewesen als der dickbärtige Töpfer Trölso vom nächsten Dorf, der schon neun eigene Gören von drei eigenen Frauen hat, und der es nie genau mit den Frauen und mit den Kindern genommen hat, weder mit den toten noch mit den lebendigen.

Ach, man hat die Welt gar nicht jenseits vom Finnischen Meerbusen zurückgelassen, wie Raïssa beim Herfahren meinte.

Uskila liegt genau so im Mittelpunkt der Welt wie jede andere irdische Wohnstätte auch, auf der Menschenherzen mit Himmeln und Höllen streiten. Und das mit dem Niemals-Gäste-haben, das Arnulf so bedrohlich ausgemalt, stimmt nun auch nicht mehr. Man hat sogar täglich Gäste, wenn es auch nur zwei sind und immer dieselben zwei, die allabends um drei viertel sieben ans nachtschwarze Glasfenster klopfen.

Es sind Line und Selma Karlsen, und sie kommen aus dem anderthalb Kilometer entfernten Posthaus Antônolla, wo die fünfunddreißigjährige Line die Stelle einer Postmeisterin

inne hat und wo sie ihre tochterjunge Schwester Selma großgezogen und hauswirtschaftlich ertüchtigt hat, worauf sie nicht wenig stolz ist. Sie sind schwedischen Blutes, die Karlsens, doch außer in ihrer schwedischen Vater- und finnischen Muttersprache können sie sich auch im Deutschen recht geläufig und lebhaft ausdrücken und sind strahlend wie gutgeputzte Petroleumlampen, weil ihnen durch die neue Uskilasche Gutsherrschaft solch unverhoffte gesellige Freuden in die bescheidenen Hände fallen.

Sonderlich hübsch sind sie alle beide nicht, auch nicht sonderlich gebildet oder eigenartig, doch sie sind Menschen mit lebhaften Augen und Stimmen und dankbarer Fröhlichkeit und so gerade das, was man im Dunkelwerden und nach des Tages Lektüre und Geistigkeit braucht im öfchenerwärmten Glashause Uskilas, an das sich die schwarze Kieferwand drückt und die schwarze Undurchdringlichkeit der Nacht, manchmal mit Todes Lautlosigkeit und manchmal mit Sturmesrevolten, unverständlich und zornerbittert. Denn jetzt ist die Zeit der gewaltigen wurzelausreisenden Herbststorkane angebrochen, und wo wäre man denen mehr anheim gegeben als hier, wo man weder steinerne Stadtmauern noch steinernen städtischen Dünkel gegen sie aufschichten lernte.

Sie hindern die Karlsens zum Glück nicht, ihre abendlichen Teebesuche im Strandhaus oben mit uhrverlässlicher Pünktlichkeit auszuführen. Sie kommen durch Regengepeitsch und Kieferngekrach dahergestapft in ihren hohen Männerstiefeln und kapuzenumpressten Gesichtern. Sie tragen Windlaternen in den Händen, die immer ein blasses, flackerndes Scheinchen vor ihren Stiefelspitzen auf das Steingeröll werfen – wie könnte man anders den weiten Weg, der gar kein Weg ist, zurücklegen, diese Kletterpartie über Block und Moosabhänge, über Rinnen und zwischen aststechendem Kieferngehölz.

Der Fahrweg von Antonolla nach Uskila, der sich zuerst dorfabwärts zum Strande und dann erst wieder steilauf zum Gutshof windet, betrüge wohl drei Kilometer oder mehr, da ginge gar zu viel von der kostbaren Abendfreizeit verloren.

Bis sechs Uhr hat Line Dienst. Da drängt es sich in ihrem Kantorchen von Briefempfängern und Briefabsendern aller umliegenden Fischerdörfer des Kirchspiels. Und unter den Absendern sind nicht wenige, die sich ihre grüßereichen Epistel erst von Line selber zusammensetzen lassen. Denn wenn ihm auch die Buchstabenschrift noch von der Winterschule her bekannt ist, was gebe es für einen recht unbeholfenen finnischen Fischermenschen Mühsames als die Nachricht, die er seinem Sohn im unheimlich fernen Amerika kund tun möchte oder die Grüße an seine irgendwo im unheimlich nahen Russland hungernde Tochter in knappe, taugliche Worte zu schmieden?

Line Karlsen hat mancherlei davon in Uskila zu erzählen am appetitanregenden Teetisch unter der gelben Hängelampe, die alle Gesichter ein wenig hübscher macht als sie sind, und nachher, wenn sie neben Raïssas Lager noch eine Stunde zusammensitzen, manchmal Halma oder Karten spielend und manchmal auch nur so. Line sitzt rechts und Selma sitzt links von Raïssa, und Arnulf, der an Raïssas Knie gelehnt seinen Stammplatz auf dem Divan hat, findet, dass diese zwei backenbreiten, flachhäugigen Frauengesichter wie ein grobgeschnittener Rahmen um Raïssas todessüßes Gesicht stehen. Sind die Augen seiner Frau nicht wie Durchblicke in eines übernatürlichen Reiches Reichtum. Wie blühen ihre Lippen und Wangen, man vergißt fast, dass es wieder mehr als 38 Fiebergrade sind, die diese verführerische Lebensglut heraufbeschworen haben.

Auch Selma erzählt dieses und jenes. Am liebsten erzählt sie von sich selbst. Und wenn auch Selma nur ein junges belangloses Mädchen ist, weder hübsch noch geistvoll, und wenn sie auch nur von belanglosen Geschehnissen zu erzählen weiß, die man kaum Schicksal nennen könnte, so hört Raïssa es doch gerne an, und sie redet sogar oft noch zu Arnulf davon, wenn sie beide in der finsternen Nacht in den Betten liegen und einander an den Händen halten, weil das die Nacht und die nahende Trennung weniger finster und weniger nahe macht, weil es wie ein warmes treues Schutz- und Trutzbündnis ist gegen das, was kommen will.

„Ob dieser Schullehrer Matheis wirklich so überschwänglich verliebt in Selma ist, wie sie es darstellt?“ fragt Raïssa in die bleischwere Dunkelheit hinein. „Ich kann es mir gar nicht recht vorstellen. Ja, dass man sie recht gern hat, dass man gern neben ihrem starken sicheren Gang am Meer entlang geht, dass man ihre derbe Frische und ihre ruhige Stimme gern zwischen sich und alles Erschreckende der Einsamkeit stellt, das kann ich mir vorstellen. Die hat etwas so Bergendes, aber vor ihr knien oder ihre Finger küssen – dazu ist sie zu wenig Madonna und zu wenig Geliebte, scheint mir. Was meinst du, Arnulf?“

Arnulf ist schon ziemlich schläfrig, er würde lieber den Kopf zum Einschlafen wenden als über Selma philosophieren. Doch er weiß, dass es Raïssas große Freude ist, so in die Nacht hineinzuplaudern. Herrgott, wie lange noch wird sie es können!

„Selma ist das alltäglichste Mädchen, das ich kenne“, sagt er langsam und bemüht sich, seine Gedanken an diesem Gesprächsstoff festzuseilen, „sie ist der leibhaftige Alltag. Den Lehrer Matheis habe ich nur flüchtig gesehen – für Kniefälle und dergleichen wirkt er eigentlich zu klotzig, aber möglich ist alles auf der Welt.“

Raïssa ist noch nicht zufriedengestellt. Sie will ein wenig länger die Dunkelheit überlächeln mit der Vorstellung von Selmas Liebeserlebnissen. „Worüber die zwei wohl miteinander reden mögen? Ich würde gern einmal solch eine Unterhaltung zwischen ganz einfa-

chen, unkomplizierten Menschen anhören, ob da alles wirklich nur Wahrheit und kein bisschen Komödie oder Tragödie dabei ist? – Schläfst du schon, Arnulf?“

„Noch nicht ganz ... ach, was die miteinander reden, kann ich mir schon vorstellen. Er sagt ‚ich liebe dich‘ und sie sagt dasselbe in Grün. Und das wiederholen sie alle drei Minuten.“

„Aber nein, Arnulf, sie erklärt doch, dass sie ihn *nicht* liebt, und das ist gerade das Ueberraschende an diesem Mädchen. Denn zum Nichtlieben gehört manchmal mehr, als zum Lieben, mehr Charakter, meine ich, mehr Eigenart, mehr Feiertäglichkeit ... in dieser Hinsicht ist sie also doch nicht so reiner Alltag, wie du vorhin meintest?“

„Liebster Schatz, sollten wir jetzt nicht auch Feierabend machen?“ murmelt Arnulf aus der unwiderstehlichen Schlafverlockung seiner Kissen heraus. „Selma läuft uns nicht davon ... ich meine, wir wollen lieber morgen ...“

Arnulf ist unüberwindlich, wenn er zu schlafen beginnt. Raïssa entzieht ihm in schmerzlicher Ergebung die Hand. Sie muss also allein an Selma weiterdenken in der langen, schwarzen, schlaflosen Zeit, die ihr noch bevorsteht. Wie viel leichter wäre es, durch Gespräche die Gedanken lebendig zu halten. Wenn man ihnen allein überlassen ist, nur von Hustenanfällen unterbrochen, zeigt sich erst, wie fadenscheinig, wie nur notdürftig zusammengeflickt die meisten Gedankenstoffe sind. Man muss schon allerhand Anstrengung aufwenden, um längere Zeit erfolgreich an ihnen Genüge zu finden. Dafür bringt Selma am nächsten Abend einen neuen Ansporn aus ihrer Erlebniswelt in Raïssas sie umkreisende Gedanken. Sie verlangt gewissermaßen, dass Raïssa und Arnulf es für sie entscheiden sollen, wie sie es mit Matheis, dem Lehrer, weiterhin halten solle. Er will sich trotz all seiner Klotzigkeit nicht mehr mit Kniefällen und Fingerküssen begnügen, scheint es. Er will mehr von Selma als ihre Finger. Und die Frage, die sie zur Erörterung stellt, ist nun diese: Ist es ratsamer, sich einem klotzigen, wasseräugigen Dorflehrer zu verloben und somit dem grauen Schicksal Lines, der unverehelicht Alternden, zu entgehen, oder ist Selma ansehnlich und vollbusig und lichthaarig genug, um das Warten auf etwas Ansehnlicheres zu wagen?

Nicht auf einen Märchenprinzen, hi hi, nein, wie der Herr vorschlägt, an Märchenprinzen tut sie ganz bestimmt nicht glauben! Aber warum sollte sie nicht einmal einen Kapitän oder Bankbeamten, oder es könnte auch ein Musiker sein, kennen lernen, der ihr auch die Finger und mehr küssen will? Selma stellt sich durchaus auf des Kapitäns oder Musikers Seite und hofft, dass auch die Ratgeber sich für ihn entscheiden werden.

Aber Arnulf bricht Lanzen für den Lehrersmann, für den Spatzen in der Hand. „Sie werden sehr glücklich mit ihm werden, Fräulein Selma; Sie sagen ja selber, dass er ein tüchtiger und anständiger Mensch ist – was wollen Sie mehr?“

Selma will fraglos mehr und ist offensichtlich gekränkt über diese Zumutung. Sehr glücklich will sie gar nicht mit Mattheis werden, selbst wenn sie ihn heiraten sollte, dazu ist sie doch zu hoffnungsvoll und romantisch, und dazu hat sie doch schon zu viele Liebesgeschichten gelesen. So bescheiden sind ihre Begriffe von Liebe und Glück denn auch nicht, dagegen muss sie Verwahrung einlegen. „Eine Ehe ohne Liebe, von meiner Seite aus ohne Liebe – wie soll das – ist das nicht traurig?“ fragt sie und schließt ihre beiden großen Hände ineinander auf ihrem Schoß. Sie ist wirklich bekümmert. Ihre runden treuherzigen Mädchenaugen laufen zwischen Gutsherr und Gutsherrin hin und her, von denen sie Ströme von Weltweisheit erwartet. Selma ist heute allein herübergekommen. Line wurde mit der Arbeit nicht fertig, wie es häufig am Montagsabend geschieht.

„Machen Sie *ihn* doch glücklich, Fräulein Selma“, schlägt Raïssa vor. „Ist das nicht auch etwas Schönes, vielleicht noch schöner, als sich selber glücklich zu machen.“

Solcher Gedankengang ist Selma neu, doch sie ist willig, in ihn einzudringen. „Ja“, gibt sie nachdenklich zu, „ja doch, ich glaub es. Aber es ist nur, dass er so ... er riecht so unangenehm nach Haaröl oder Lebertran – so ranzig – ich glaube, wenn er etwas weniger ranzig röche, würde ich ihn gern glücklich machen ...“

Arnulf und Raïssa müssen lachen über so viel Sachlichkeit. „Schenken Sie ihm einen Liter Eau de Cologne zur Hochzeit“, rät Arnulf, doch Raïssa ist schon wieder beim Seelischen.

„Es kommt mehr darauf an, ob sie beide innerlich zusammenpassen“, sagt sie mit leiser Eindringlichkeit. „Der Mensch besteht doch nur zum Teil aus Körper, und dieser Teil ist nicht ewig. Das andere Band aber, die Seele, die kann eine Ehe in die Ewigkeit führen.“

Nein, Selma wünscht sich durchaus nicht, in Ewigkeit mit dem kleinen Dorflehrer Mattheis verbunden zu bleiben, *so* geringe Ansprüche an die Ewigkeit stellt selbst Selma nicht. Und sie hat ganz andere Pläne hinter ihren Ehegedanken versteckt, wenn sie sich überhaupt zu diesen entschließt. Da gibt's doch noch die interessanten ‚unglücklichen Ehen‘, und da gibt's auch das prickelnde Wort ‚Scheidung‘ – auch das kommt vor, im Leben und in den Romanen, und davon verspricht sich Selma alle möglichen Erregungen und Höhepunkte. Doch das darf sie hier natürlich nicht sagen, das wäre eine geschmacklose Offenherzigkeit, das fühlt die kleine Selma genau.

Und Raïssa gibt selber den Ewigkeitsplan mit Matheis auf. „Ich denke, Fräulein Selma, Sie sollten doch lieber auf einen andern warten. Denn wenn Sie zueinander gehörten, Sie und der Lehrer, hätten Sie uns nicht um Rat gefragt. Die Wege, die man gehen *muss*, vor denen bleibt man niemals überlegend stehn und guckt fragend nach Zustimmung und lockenden Plakaten aus.“

„Es wird schon ein anderer kommen“, tröstet Arnulf lächelnd, „mit weißem Segel und weißer Marinehose wird er übers graue Meer dahinfliegen und die blonde Selma auf Antonolla erobern. Warum soll das nur in ihren geliebten Romanen vorkommen? Sie schauen gerade so aus, als ob sie auch noch einmal einen schönen Roman erleben werden.“

Selma ist riesig geschmeichelt, wenn sie auch merkt, dass es dem Herrn mehr Scherz als Ernst ist mit seiner Prophezeiung.

Raïssa aber bemüht sich, aus Selma und Line und Aina und dem Fischer Joann einen Ernstfall zumachen. Sie will fühlen, dass all dies wirkliches Leben und lebendige Wirklichkeit ist, was sie umgibt, nicht nur eine bedeutungslose Randseite, auf die sie schon abgedrängt worden ist. Sie will nicht nur Bedeutungsloses um sich fühlen, das hieße keinen Halt mehr finden am Hiersein. „Selma ist gar nicht alltäglicher als andere Frauen, die wir in Baden-Baden oder Berlin kennen gelernt haben, der äußere Rahmen macht es doch nicht. Oder vielmehr: neunundneunzig aller Frauen sind Alltag, ob sie nun extravagant oder raffiniert oder ungetüncht auftreten, nur eine vom Hundert ist anders und erlebenswerter ...“

„Und diese eine bist du!“ neckt Arnulf, und seine Blicke streicheln zärtlich über die dunklen Wimpern zu halbem Aufblick.

„Du hast recht, aber weißt du auch, *wieso* du recht hast?“

„Wie meinst du das?“

„Legtest du das eben nur so hin, als Bonbon für mich – oder meinst du es wirklich?“

„Natürlich meine ich es wirklich, das beweist dir doch schon meine Wahl und meine Liebe zu dir. Ist denn Liebe nicht zugleich Anerkennung des andern?“

„Ach nein, weit entfernt. Warum soll man nicht auch einen sonnigen Alltag lieben oder eine Wiesenblume wählen, wenn auch zehntausend ihresgleichen rundherum blühen? Wahl und Liebe besagen noch nichts über das Wesen des Gewählten. Ich hätte gern eine andere Begründung.“

„Ach Schatz, du weißt, dass Worte machen nicht meine starke Seite ist. Was willst du denn hören – wieso du neunundneunzig andere Frauen ausstichst? Nun, durch deine Schön-

heit erstens, zweitens und zehntens, und durch deine Klugheit und süße Weiblichkeit, und selbst durch deine Laune, mit der du mich zu einem redegewandten Anbeter erziehen willst.“

Raïssas Augen warten dunkel auf etwas anderes. „Ach“, sagt sie traurig, „das sind alles nur Nebensächlichkeiten. Wenn ich schielen würde oder strähnige Haare hätte, wäre ich in deinen Augen also sofort veralltägtlicht. Ich will dir sagen, worin ich den neunundneunzig anderen nicht gleiche, da du es fünf Jahre lang nicht herausgefunden hast, muss ich dir vor Torschluss noch schnell die Augen darüber öffnen – vor Sargschluss – sonst deckst du den Sargdeckel über mich und weißt nicht, was ich eigentlich war: Was mich von den neunundneunzig unterscheidet, ist eine bescheidene kleine Erkenntnis, die ich mir erworben habe: ich weiß nämlich, wie gering und bedeutungslos ich selber bin – nichts weiter, nichts weiter ist, was mich bei den Allzualltäglichen nicht daheim sein lässt.“

Raïssa spürt, dass Arnulf ihre Worte mehr als Gesprächsstoff denn als Bekenntnis wertet. Es kränkt sie ein wenig, dass es ihm nicht gegeben ist, den hauchfeinen Unterschied zu erfühlen zwischen dem, was sie ihm aus einer Stimmung heraus als Spielball zuwirft, und dem, was sie ihm aus einer tiefen Sehnsucht heraus gleichsam wie auf einer Schale entgegenhält. Weil sie auch heute keine mitgehende Anteilnahme von ihm erwartet, wendet sie sich in einem jener Gedankensprünge, die Arnulf in seiner Auffassung bestärken, Raïssas Gespräche seien ihr Sportersatz und Zeitvertreib. „Hier in Uskila verliere ich eigentlich alle Lust zum Sterben“, sagt sie und legt sich so recht gemächlich auf dem Ruhebett zurecht. „Das Leben ist so tyrannisch beharrlich hier über dem Meer und so abgestimmt auf eine allzu diesseitige Harmonie von Seele und Sein. Man wird hier so seltsam pflanzlich strandgebunden und ohne Sehnsucht. – Und was wirst du wohl hier anfangen, Arnulf, wenn ich dennoch tot bin ...?“

„Auch tot sein ...“ Er versucht seiner Stimme eine ganz leichte, leichtfertige Schwingung zu geben und die Frage als Scherz zu nehmen. „Ich muss dir doch Gesellschaft leisten, das ist meine eheliche und ritterliche Pflicht.“

„Ach nein“, sagt Raïssa, sie will sich nicht abschwingen lassen von einem in Traurigkeit versinkenden Gefühl. „Du wirst leben. Und wahrscheinlich wirst du nach ein paar Jahren wieder heiraten. Natürlich denk ich nicht gern daran, und wenn das Kind lebte, würde mir der Gedanke an seine Stiefmutter herzerstörend sein ... Aber er ist jenseits aller Stiefmütter. Und wenn ich auch drüben bin, wird mir der Blick auf meine Nachfolgerin sicher gleichfalls viel weniger schmerzlich sein, als es mir von hier aus wäre.“

„Ach red doch nicht so, Liebstes, du willst mich nur quälen, du weißt doch, dass ich die nie ... nie ...“

„Weiß ich’s? Ach nein, ich weiß es nicht. Ich habe zu viel glückliche, sogar wolkenlose Ehen plötzlich in zwei Teile brechen sehn und mit keiner andern Begründung als: weil dem einen Teil über Nacht etwas geträumt hatte, was der andere sich nicht träumen ließ. Es ist schon etwas wie Dämonie im Spiel beim Zustandekommen und Auseinanderfallen so mancher Ehe – und wie viel stärker ist erst ein Tod als ein Traum.“

Sie schweigt und holt mühsam Atem nach dem langen Sprechen. Dann fährt sie mit hastender Stimme fort, als fürchte sie, unterbrochen zu werden, ehe sie es zu Ende gesagt hat, was sie wohl schon in mancher Nachstunde in Gedanken zum schlafentrückten Gefährten sprach: „Weißt du, jemand hat mir einmal gesagt: im Baltenlande seien die Frauen die eigentlichen Männer. Die innerlich Ausdauernden, meinte er wahrscheinlich. Ich weiß nicht, ob er recht hatte, aber eines, scheint mir, haben wir Frauen vor euch voraus: dass wir mehr über uns selber Bescheid wissen. Ihr seid wie Kinder, die keine Kritik an sich üben. Mach kein so abweisendes Gesicht, Schatz, es ist eine oft von mir beobachtete Wahrheit. Ihr durchforscht euch nicht; ihr richtet euch niemals selber. Es gelingt euch mit einem einfachen Entschluss lästige Selbstunzufriedenheit abzutun, euch berechtigt und gerechtfertigt zu fühlen, da, wo eine Frau sich gegen ein ganzes Arsenal von Selbstanklage verteidigen müsste, ehe sie, wenn überhaupt, Frieden mit sich selbst schließt. Ihr lebt im Frieden mit euch selbst. Ihr haltet euch an irgendein Lobeswort, das eure Mutter oder sonst irgendwer einmal zu euch sprach: dass ihr gutmütig wäret oder treu oder unbestechlich oder gar zu uneigennützlich. Dafür haltet ihr euch nun beharrlich ein ganzes Leben lang, ohne je des Wortes Dauer und Gültigkeit zu überprüfen. Darum kennt sich niemand so wenig wie ein echter Mann, und darum, siehst du, darum, mein Schatz, wirst du mich rascher vergessen, als du es dir zubilligst. Nein, du bist nicht unbeständig, du lebst nur zu gegenwärtig, um Vergangenenem treu zu bleiben.“

Raïssas Blick streicht, zärtlich von Vergebung und Verzicht über des Mannes hellen Scheitel, die ein wenig gesenkte Stirn. Vielleicht denkt er ihren Worten nach, vielleicht denkt er über sie hinweg und will es nicht zeigen? Und plötzlich ist wieder ein sehr junges und täuschendes Lächeln um ihren fieberroten Mund: „Aber vielleicht überlege ich es mir mit dem Sterben, vielleicht ändere ich meine Pläne noch in der zwölften Stunde. Hier ist alles so unwahrscheinlich stark – das Meer und der Himmel, dass man geradezu davon angesteckt wird und sich selber auch Unwahrscheinliches zutraut ... Weißt du, ich möchte so unsagbar gern ein Kind haben und es aufwachsen sehen bis zu seinem ... wenigstens bis zu seinem ersten Schulgang ... am liebsten zwei Kinder – einen Jungen, der müsste ein weibliches Gemüt haben bei aller Männlichkeit, und ein Mädchel, weich und sanft, mit männlichem Geist – ich glaube, solche zweispältige Menschen können Größtes leisten.“

Dies hat sie doch sicher nur um des Gespräches willen gesagt? Arnulf ist froh darüber und drängt leidenschaftlich in Antwort und Gegenrede hinein, um sie auf diesem Gedankenwege zu halten. Und so unnachgiebig kämpfen sie um die bestmögliche Veranlagung und Erziehung ihrer Zukunftskinder, dass Arnulf gar nicht zum Vorlesen der Keyserlingschen Novelle kommt, die schon aufgeschlagen auf dem Nebentisch liegt.

Selmas flaches Gesicht drückt sich plötzlich noch flacher am Glas der Verandatur, und Line macht lachende Feuerkreise mit ihrer Laterne, um auf ihr Einlassbegehren aufmerksam zu machen.

„Was – schon!“ ruft Arnulf erstaunt und macht zwei große Schritte zur Tür hin, um den Schlüssel umzudrehen und mit doppelter Herzlichkeit die vergessenen Abendgaste zu begrüßen.

„Wir waren gerade in einer erregten Diskussion, meine Frau und ich“, erklärte er entschuldigend, während sich Line und Selma wohlig im warmen Raum recken. „Wir stritten uns über die Erziehung unseres Sohnes.“ Gastfreundlich versucht er den letzten Teil des Gespräches den Besuchern zu wiederholen. Schon nach wenigen Sätzen spürt er die Fernheit zwischen Thema und Zuhörerschaft. Er bricht ab und blickt zu Rassa hinüber, die ein gequaltes Lächeln vor ihre Gefühle hält und sich bemüht, Lines offensichtliches Mitleid zu übersehen. Selma dagegen merkt man es an, dass sie sich nur widerwillig mit diesem abseitigen Gesprächsstoff befasst, sie ist sicher wieder von ihres eigenen fröhlichen Alltags Angelegenheiten erfüllt, die sie hier ausbreiten möchte. „Schau doch einmal nach, Herz, wie weit Karelin mit dem Abendbrot ist.“ Arnulf ist gern bereit, den ihm zugeschobenen Vorwand zur Beendigung der unerquicklichen Unterhaltung benützen zu können. Er kehrt erst hinter Karelins dampfender Teemaschine in den Wintergarten zurück. Und nun tun die belegten Brötchen und der geschmückte Fischsalat und Herrn Mattheis letzte lächerliche Liebesbemuhung das Ihrige, um die Stimmung wieder in gewohnte Behaglichkeit zu leiten.

Rassa fiebert und hustet. Doch sie lächelt in Arnulfs gramvolle Augen hinein und tut, als wäre alles nur eine kleine böse Laune von ihr, die nicht ernst zu nehmen sei. Ihre inbrünstig lebendigen Blicke gehen immer wieder zum Meer hinunter, als erwarte sie einen Zustrom großer Kraft von dort.

„Wie stark es ist“, sagt sie bewundernd, „und so grenzenlos gleichmütig. Das Meer ist das einzige Stück Ewigkeit, das wir bei uns haben. Kiefern oder Menschen oder Wege – nach wenigen Jahren, ach vielleicht schon nach wenigen Tagen können sie ganz verändert oder

nicht mehr da sein. Nur das Meer ist unsterblich, nach fremden Jahrtausenden wird es sein wie es heute ist und wie es vor Jahrtausenden war. Ist das nicht beneidenswert, Arnulf?“

Er ist ihrem Gefühlsgang nicht völlig gefolgt und tappt nach verstehender Zustimmung. „Beneidenswert – du meinst, weil es der Vergänglichkeit länger trotzen kann?“

„Ich meine, dass es eigentlich eine ungerechte Bevorzugung ist, dass Wasser stärker sein darf als eine Seele. Ist nicht *sie* das lebendigste Leben auf diesem Planeten? Und dennoch ist sie machtlos gegen die Tropfen der Zeit. Wenn ich mich verzaubern könnte, ich würde mich beim Sterben in dieses Meer verwandeln, denn dann stürbe ich nicht, dann bliebe ich immer bei dir – als ein Leuchten und Rauschen ...“

In herrischer Herrlichkeit liegt das wallende Grau unter ihnen, überwölbt von blankroter Himmelskälte. Raïssa kann ihre Augen nicht davon lösen, nicht nur mit ihren Augen, mit ihrem ganzen Wesen scheint sie sich daran festzuklammern, um jene gelassene Unsterblichkeit zu erlernen. „Vielleicht kann ich gar nicht sterben, wenn ich mich so fest daran halte“, sagt sie sinnend. „Das Meer ist so stark, wie man es als Kind von den Erwachsenen glaubte.“

„Mach mich nicht eifersüchtig auf das Meer“, scherzt Arnulf. „*Ich* will dich halten, an *mir* sollst du Kraft finden zum Hierbleiben.“

Nur Raïssas Hand streichelt Antwort auf seine Liebe. Ihre Blicke lassen das Meer nicht los. „Freilich, das Starke hat nur Macht, solange es gegenwärtig ist. Und vielleicht ist man nie so tief allein, wie dann, wenn uns das Starke allein gelassen hat. Auch mit Sonne und Sternen ist es so. Nur ihr Anblick gibt Trost, nicht das Wissen um ihr Leuchten – das hilft einem gar nichts.“

Nun hat sich der Himmel in Farbenwollust verschwendet, es ist, als erschüttere ihn vor dem Verdämmern eine Symphonie von Überschwang und Ergebung. Doch des Meeres ewige Gleichmut ist kaum berührt worden vom gewaltigen Wolkendrama zu seinen Häupten. Es brandet und breitet sich, brandet und breitet sich in unwandelbarem Auf und Nieder dem Hell- wie dem Dunkelwerden entgegen. „Es ist gut, dass es dunkelt“, sagt Raïssa plötzlich überwältigt. „Tag *und* Nacht könnte selbst ich den Anblick des Meeres nicht ertragen. Ich muss mich immer zwischendurch ausruhen, muss Zeit haben, die Aufgaben zu lernen. Ich brauchte schon als Kind immer viel Zeit vor jedem Kindergottesdienst ...“

Es ist ein nebeltrüber Dezembertag, an dem Raïssa stirbt. Wie dicke Kartoffelsäcke hängt um die Fenster von Uskila und nimmt einem allen Ausblick und allen Himmel. Diese Kartoffelsäcke hängen nun schon sieben Tage aus der Luft herab, denn so unzuverlässig ist der Charakter des hiesigen Winters, dass er sein Szepter, das er eben noch blankeisig und

frostklirrend geschwungen, plötzlich hinter der Kutte eines ergebenen Mönches zu verstecken liebt, hinter einer fremden Verkleidung, die das Tatsächliche und Nahe in graue Unwirklichkeit rückt. So wirft auch die Laune dieses Dezembers manteldicke Nebel auf alles Leben, alle Schönheit und alles Aufbegehren. Und Raïssa ist machtlos dagegen. Von Tag zu Tag wird ihre Müdigkeit tiefer und wehrloser. Sie kapituliert. Manchmal staunt sie selber ein wenig über diese seltsame nebelhafte Ergebenheit, die all ihre bisherige Lebens- und Sterbenskraft in sich aufgesagt hat. Sie wollte doch so gern noch leben ... wollte sie?

Sie weiß nichts mehr davon, sie fühlt nichts mehr davon. Und ihr Sterben, hatte sie es sich nicht wie ein Ereignis gedacht und sich schon in vielen, vielen Nächten darauf vorbereitet wie auf eine festliche Abschiedsfeier? Tapfer und groß – ach, das sind zu starke Worte, – aber ernst und erfüllt und als Gebende wollte sie von Arnulf fortgehen, ihm noch etwas sehr Schönes, sehr Liebes, sehr Dauerndes ins Herz drücken, wenn sich ihre Hände zum letztenmal umschlossen. Und nun ist auch darüber der undurchsichtige Nebel gefallen: diese unbeschreiblich gefühllose Müdigkeit, die sie selber zu einer gleichgültigen andern macht, an deren Leben oder Sterben sie kaum Teil hat.

Arnulf ist immer bei ihr, Tag und Nacht. Manchmal liest er ihr etwas vor, doch sie kann nicht mehr folgen und dämmert darüber hin. Manchmal erzählt er ihr etwas, sogar recht ausführlich und recht gedanklich, wie sie es früher zu hören liebte.

Guter, armer Arnulf, der so ungerne Worte macht, so ungerne seine Gefühle aus sich herausholt, nun tut er es ihr zu Liebe. Sie müsste ihm dafür danken, ihm sagen, dass es ihr wohltut, doch sie ist zu müde, um es auszusprechen, zu müde, um es als wohltuend zu empfinden.

Festlich sterben – ach, wozu? Einfach einschlafen, sie ist ja schon all diese Tage nahe daran – das ist das Bequemste.

Ja, wenn der kleine Helmut da wäre, vielleicht müsste sie sich dann zusammenraffen, um ihm ein unverlöschliches Erinnerungslichtchen anzuzünden. Aber er braucht dieses Lichtchen nicht. Ob sie ihn wohl wiedersehen wird hinter diesem Schlaf? Sie kann sich auch das nicht mehr vorstellen, sie wird wohl zu müde sein zum Wiedersehen.

„Ich muss in diesen Tagen so viel an Helmütchen denken“, sagt Arnulf und versucht Raïssas Hand zu beschwichtigen, die in den Falten des schottischen Plaids auf ihren Knien umherstreicht. „Ich stelle ihn mir vor: er steht und wartet an einem hohen blauen Tor, und er sieht uns schon kommen – ob morgen oder in zehn Jahren, für ihn ist das kein Unterschied – und er freut sich auf uns ...“

Raïssa antwortet nicht. Sie hebt nur die Lider, um Arnulf anzusehn, der sich so viel Mühe um sie gibt. So viel vergebliche Mühe, denn ihn nur anzusehen ist ihrer Müdigkeit schon ein Opfer. Bis gestern hat er noch versucht, ihr gut zuzureden, wieder gesund zu werden. Sie hat nicht widersprochen. Sie widerspricht auch jetzt nicht, als er ihr auf andere Art über das letzte Wegstück hinwegzuhelfen versucht.

„Soll ich dir etwas aus dem Neuen Testament vorlesen?“ fragt er mit vor seelischer Schamhaftigkeit brüchiger Stimme. „Schade, dass wir bisher so wenig dazu gekommen sind, gemeinsam darin zu lesen – es ist doch so viel Schönes darin, das man oft brauchen könnte –“

Arnulf kommt mit dem kleinen schwarzen Lederbande zurück, er muss ihn schon nebenan bereit gehalten haben, denn er ist ja gleich wieder da und gar nicht ans Ende des Hauses gegangen zur Nachttischlade.

„Hast du irgendeine Lieblingsstelle, die du gern hören möchtest?“

Raïssa schüttelt den Kopf, nein, sie bewegt ihn nur mit einer schweren Bewegung im Kissen. O gewiss hat sie Lieblingsstellen, seit Helmütchens Tod hat sie welche, aber warum soll sie sie nennen? Wie gleichgültig!

Arnulf blättert längere Zeit. Die kleinen weichen Blätter flüstern fast zärtlich unter seinen Händen. Aber er kann nicht finden, was er sucht – oder hat er vielleicht schon den Daumen zwischen die gesuchten Seiten geschoben und zögert nur den Beginn noch ein wenig hinaus, um seiner Stimme Zeit zum Ruhigwerden zu geben? Als er endlich beginnen will, ist Raïssa eingeschlafen.

Er sitzt vorgebeugt, die Hände um das Knie gefaltet und wartet. Nein, worauf sollte er warten? Er sitzt nur in Bereitschaft, um gleich da zu sein, wenn Raïssa aufwachen und einen Wunsch äußern wird. Auch über ihn kommt diese seltsame, lähmende Gleichgültigkeit, diese Gedankenstille, die alles so unendlich fern und unwichtig macht, was man gestern noch als ungeheuerlich und qualvoll empfunden.

Er starrt vor sich hin. Auf Schlafende soll man nicht starren, das beunruhige sie, hat er einmal gehört. Nur ab und zu läuft sein Blick über Raïssas Gesicht, um sich ihrer Ruhe zu vergewissern.

Weitoffene Augen begegnen seinem Blick.

„Ich dachte, du schläfst ...“ murmelt er und ist nun wieder ganz herzwach und voll Angst.

„Noch nicht ganz“ sagt sie, so leise, dass er es nur mühsam hören kann.

„Willst du nicht lieber – soll ich dir nicht - ?“ Er sucht nach irgendeinem Vorschlag, einem Ausweg, nach einer Flucht vor dem, was er in ihren geweiteten Augen zu erkennen glaubt.

Sie wehrt ab, mit der Tiefe ihres Gleichmutes verneint sie seine unruhvolle Bereitschaft. „Es hilft nichts“, sagt sie sehr langsam, doch nun ganz deutlich – und nach einem ringenden Atemzug: „Lass mich nur – es ist gar nicht so schwer.“ Und das ist das Allerletzte, was sie sagt.

Nachdem Arnulf alles getan und besorgt und vollendet hat, was es für Raïssa zu tun gab, Bettung und stille Abschiedsfeier und Überführung des Sarges in die Kellergruft des Fischerfriedhofs jenseits von Antonolla, bleibt nichts mehr, was es noch zu schaffen gäbe. Ja, er will ihr eine kleine Kapelle bauen lassen hier unten am Strand von Uskila, gleich unter dem Hause, nur um hundert Meter tiefer, denn so steil ist hier die Küste. Zwischen den breiten Steinblöcken, die vom Meer umklettert werden, zwischen den Blöcken und der Kiefernmauer soll die Kapelle stehn, weiß und golden. An ein Kreuz soll sie erinnern, das man von ferne, meerher und uferher sehen kann. Er hat schon mehrere Zeichnungen entworfen. Aber erst im Frühjahr kann sie erbaut werden – mitten im finnischen Hartwinter finden sich hier keine Hände zu solchem Werk.

Ja, nun hat Arnulf nichts mehr, was ihn für diesen Winter an Uskila bindet. Er könnte fortreisen, nach Kurland, oder zu einer seiner Schwestern oder nach Berlin. Er sollte fortreisen, nur kann er sich noch nicht dazu entschließen, die Abreise endgültig festzusetzen.

Seine Schwestern stehen ihm fast so fern wie Berlin, und Raïssa hatte leider keinen mehr auf der Welt, der zu ihr gehörte, bei dem er nun nach einem Stückchen, einem Abglanz ihres Seins, ihres Lächelns, ihres Blickes suchen könnte. Wie eine unmenschliche Treulosigkeit gegen Raïssa käme es ihm vor, von hier fortzugehen, wo ihrer beider letztes Glück und Beisammensein blühte. Gewiss, er kann in Kurland und in Berlin ebenso heiß und sehnsüchtig an sie denken, wie er es hier tut in den grauenhaft leeren Räumen – nachmittags auf ihrem Divan ausruhend oder mit ihrem Tintenstift auf ihrem Briefblock schreibend.

Und dann an den Strand hinunterrennen und den schmalen Geröllweg nach links oder rechts bis dorthin, wo ihm die Felsblöcke einerseits den Pfad versperren und zwei Fischerkaten andererseits, denn er möchte niemandem begegnen bei diesem wilden, trostlosen Lauf durch die Einsamkeit, dem er durch laut geführte Gespräche etwas wie Leben aufzudrängen versucht, etwas wie Sinn. Denn zuhause oben, wo die Mägde es erlauschen könnten, wagt er sich nicht, laut mit Raïssa zu unterhalten. Dafür spricht er abends schriftlich zu ihr, wenn die

frühe Finsternis das Herumrennen am Meer, in Eis und Schnee, unmöglich gemacht hat. Briefe sinds, wie man sie in Träumen an Unerreichbare richtet. Briefe, wie Rufe und wie wilde Lügen, die man gegen Verzweiflungen auftürmt. Er liest auch viel in den Büchern, die sie zur gemeinsamen Lektüre hierher mitgenommen haben, und er erzählt in seinen Briefen von den Eindrücken, die er beim Lesen empfangen. Er bringt diesen und jenen Gedanken zu Papier, möglichst anschaulich, möglichst ausgesponnen, so wie Raïssa es liebte, wie er ihr aber kaum recht machen konnte in seiner wortungewandten Schwerfälligkeit.

Doch die Abende sind immer noch viel länger als seine Briefe. Und es ist ein Unsinn, sie hier in Uskila zu verschleppen, wo ihn nichts als blutende, glutende Erinnerungen umgeben. Ein Unsinn ists, hier zu bleiben, zu Weihnachten hier zu bleiben, wo dieses Wort allein schon wie Selbstmord schmeckt. Er würde diesen Unsinn und diesen Selbstmord nicht begehen, wenn auf der anderen Seite nicht die grausame Treulosigkeit stünde. Und ist treulos sein nicht noch selbstmörderischer als unsinnig handeln?

Raïssas Sarg im Erdkeller des Fischerfriedhofs, wie unbeschreiblich verlassen und nicht dahingehörig steht er da. Und er sollte ihn im Stich lassen und einfach Reißaus nehmen in die lichterhell-überströmten Rigaer oder Berliner Nachtstraßen. „Ich bleibe hier, Raïssa, mein Herz du“, schreibt er in seinem Brief, „und Du brauchst nicht zu fürchten, dass es zu schwer ist. Noch habe ich genug Bücher. Heute las ich etwas, worüber du dich freuen ...“

Er kann nicht weiter schreiben, denn seine Petroleumlampe geht aus. Und die letzte Stearinkerze in seinem Nachttischleuchter hat er auch schon verbrannt. Er will zu Karelin, sich die Lampe neu füllen lassen und nach dem Standort des Kerzenvorrats zu fragen.

Karelin und Mascha sitzen am Küchenherd und stricken. Und Karelin bricht in Tränen aus vor Schreck, als der Herr mit seinem Anliegen bei ihr erscheint. Das schlechte Gewissen weint haltlos aus ihren treuen Dieneraugen. Denn sie hat es vor lauter Kummer und Dummheit in ihrem vernagelten Kopf wahrhaftig vergessen, für Petroleum und Kerzenvorrat zu sorgen. Die wenigen Tropfen im gläsernen Küchenlämpchen sind die letzte Lichtquelle, die es heute im Hause gibt. Natürlich wollen die Mägde nun lieber selber im Dunkel bleiben und drängen dem Herrn ihr Lämpchen auf.

Aber Arnulf nimmt es nicht. Nein. Er wolle sich heute ohnehin sehr zeitig niederlegen, weil er Kopfweh habe, da genüge ihm seine Taschenbatterie vollkommen. Doch er geht noch nicht zu Bett. Er kehrt in Raïssas Wintergarten zurück und legt sich auf ihr Ruhebett nieder. Er weiß selbst nicht weshalb, hier fühlt er sich nicht so maßlos allein wie drüben im zweibettigen Schlafzimmer, das nur die dunklen Zwiegespräche und das Händehalten auf der Seidendecke gekannt. Im Wintergarten ist alles noch genau so wie es war, als Raïssa lebte, als ihr

fieberheißes junges Herz junges Leben und Lachen aus jeder Stunde einen köstlichen Zweck und Besitz machte. Ihre angefangene Handarbeit, das Buch, in dem sie gelesen, liegen neben dem Ruhebett auf dem Korbtisch. Arnulf glättet innig mit der ausgestreckten Hand darüber hin.

Sternarm finstert die letzte Adventsnacht hinter den Glaswänden. Die eiserstarrten Fichten schlagen nicht mehr heftig gegen die Scheiben, wie sie es in der leidenschaftlichen Herbststurmzeit getan. Still wie in einem gläsernen Sarge ist's. Arnulf starrt in das Nichts hinein, und eine Willenlosigkeit ohne Grenzen legt sich bleiern über sein Herz. Es ist, als gäbe es nur noch dies beides: den Sarg, in dem er reglos liegt in gläserner Leere, und das lichtlose Weltall ringsum, das sich mit seiner ganzen grausamen Dunkelheit um des Sarges Wände gepresst hat, um sie einzudrücken. Er starrt und starrt. Schwarzes Nichts ist um ihn, hinter allen Scheiben. Ist in ihm, hinter allen Gedanken. Wie ein mähliches Erkalten ist es, dies Hinausstarren aus erloschen Augen.

Doch da glimmt ein Lichtfünkchen auf – mitten im schwarzen Nichts, winzig, wachsend. Es dauert eine kleine Weile, ehe sich Arnulf klar macht, dass es ein sich nähernder Laternenschein ist, dass es wohl der Laternenschein der Schwestern Karlsen ist, der auf ihn zukommt.

Menschen – Licht – Worte –

Ein Gefühl unsagbarer, sinnlos freudiger Erleichterung fällt in sein müdes Denken. Er erhebt sich vom Ruhebett und macht schnelle Schritte der Tür zu, um sie weit aufzureißen, dem nahenden Lichtschein zu Gruß und Einkehr. „Suchen Sie mich?“ spricht er der verhüllten Gestalt entgegen, die nun vor den verschneiten Stufen kenntlich wird, hinter dem grellerscheinenden Lichtgrund des Windleuchters.

Selma ist es; sie tappt sich die Schneestufen empor und tritt nun durch die geöffnete Tür in das dunkle Glashaus.

„Ich dachte gerade, Sie wären schon abgereist, weil ich gar kein Licht hier sah“, sagt sie scheu und sieht an ihm vorbei auf das leere Ruhebett, darüber das matte Windlicht ein ängstliches Zucken huschen lässt.

Arnulf nimmt Selma die Laterne aus den Händen und stellt sie auf das Korbtischchen neben Raïssas Stickerei.

„Nein, es ist nur kein Petroleum im Haus“, erklärt er. „Darum ist's gut, dass Sie gekommen sind mit Ihrem Licht – es war so grässlich dunkel -“

„Eigentlich muss ich aber gleich wieder zurück“, sagt Selma – sie sagt es halb flüsternd, ganz anders als sie sonst spricht, diese Rücksicht glaubt sie dem leeren Ruhebett zu

schulden. „Ich habe Ihnen nur eine Zeitung gebracht, die Mascha liegen ließ, als sie die andere Post holte. Line bittet, Sie sollen entschuldigen – und ich soll Sie weiter gar nicht aufhalten.“

Dennoch hat sie sich auf den Stuhl niedergelassen, den Arnulf ihr zugeschoben, er selber steht an die Tür des Bücherschranks gelehnt, drei Schritte vor Selma. „Nein, gehn Sie nicht gleich wieder weg“, sagt er bittend, „ich bin froh, dass jemand bei mir ist, so ohne Petroleum den ganzen Abend – ich hatte es mir gar nicht so scheußlich gedacht ...“

Als sie schweigt, will er ihrer erneuten Aufbruchsansage zuvorkommen: „Erzählen Sie mir doch was“, bittet er. „Sie haben meiner Frau immer so viel Freude damit gemacht. Nun machen Sie mir heute auch diese Freude ...“

„Was ist das schon für eine Freude“, wehrt Selma verlegen, „was ist das schon wert, was ich erzähle? Ich weiß doch nichts Rechtes ---“

Nein, heute weiß sie wahrhaftig nichts zu erzählen. Sie kann doch einem Mann, der seit vierzehn Tagen Witwer ist, nicht von Matteis Liebesschwüren erzählen.

Und außerdem verwirrt sie der Blick, mit dem er sie betrachtet, dieser zugleich drängende und zugleich fahle Blick, diese Unsicherheit, die auch in seiner Stimme ist, dies Tasten und Greifen wie das eines nicht ganz Nüchternen, der selber kaum weiß, wonach er seine Griffe ausstreckt. Selma zupft an ihrem Mantel, am Fellkragen, an ihrer hellgrauen Fellmütze. Soll sie gehen – soll sie bleiben?

Arnulf steht und starrt auf sie nieder, fast so gedankenleer und innerlich reglos, wie er vorhin in die undurchdringliche Nacht draußen gestarrt hat. Doch Selma ist keine Nacht und keine Undurchdringlichkeit, sie ist ein helles warmes Stück Leben, das nahezu fühlen eine große Erleichterung bedeutet. Nicht mehr als Erleichterung – aber manchmal ist Erleichterung alles. Ihr blondes Haar unter der hellgrauen Pelzmütze sieht fast goldig aus, wenn sie die Stirn ein wenig vorneigt und der Schein der Laterne darauffällt. Ihr flaches freundliches Gesicht ist von Kälte und Verlegenheit rot durchblutet, ihre Augen schauen weniger inhaltsarm als gewöhnlich, das ängstliche Suchen und verstörte Nachdenken in ihnen füllt sie sogar mit tröstlichem Glänzen, wie eines Leuchtturms Hinaustasten nach schiffbrüchiger Hilflosigkeit.

Ein seltsam gleitendes, sich selbst verlierendes Gefühl, eine erlösend tiefe Verantwortungslosigkeit hat Arnulf befallen – so soll es bleiben, so wie es jetzt ist. Nur nicht wieder zurückgestoßen werden in die unerträgliche Todesnot der Finsternis, der er kaum entronnen. Hat Selma nicht eben nach der Laterne greifen wollen, um sich auf den Rückweg zu machen?

Er erfasst, ihr zuvorkommend, das blecherne Lichtgehäuse und stellt es auf den Bücherschrank, hoch über sich. „Nein“, sagt er, und seine Stimme klingt ihm wie die eines

Fremden. Dieser Fremde tritt dicht vor Selma hin. „Ich lasse Sie nicht fortgehen von mir – ich brauche Sie ...“

Und als das Mädchen erschrocken aufspringen will und sich in die Nacht hinauswenden, hält der Fremde ihre Arme mit schraubenden Griffen fest, hält ihren Körper ganz dicht an den seinen und spricht in ihr erregtes Gesicht hinein, trocken und wie eine Formel: „Ich lasse Sie einfach nicht fort – ich will, dass Sie bei mir bleiben, dass Sie *immer* bei mir bleiben – verstehn Sie?“

Als Arnulf später seine Taschenbatterie im Schlafzimmer andrückt, um beim blassen Schein, den der Lichtkegel auf die Decke wirft, sich zur Ruhe zu begeben, ist er noch immer nicht Herr seiner Empfindungen geworden, sind es immer noch bloß seine Muskeln, seine Glieder, an deren Bewegung er sein Dasein erspürt. Innerhalb liegt alles gelähmt und gibt kein Echo auf die erstaunten Fragen seines Hirns.

Der ersten Erleichterung bei Selmas Kommen ist ein Gefühl dumpfen Überdresses gefolgt. Die schleppenden Gedanken hinter seinen Stirnfalten stellen es sachlich fest: Überdruß, tiefster Überdruß --- ein vielversprechender Anfang für eine bevorstehende Ehe ...

Auch das Wort Ehe kann er denken, ohne ein Echo in seinem Herz zu hören, ohne Schmerz oder Schuldgefühl ...

Nein, Raïssa, es ist keine Treulosigkeit gegen dich begangen worden, ich habe die Hand nach einer anderen ausgestreckt, zwei Wochen nach deinem Fortgehen. Das macht nichts, Raïssa. Ich habe mir ein Licht angezündet, weil kein Petroleum im Hause war und die Nacht so entsetzlich öde. Ich habe mir einen kleinen warmen Ofen in meinem Leben angezündet, weil ich so erbärmlich froh – ich habe mir aber keine Raïssa angezündet – wie könnte ich?

Du hast mich einmal gefragt, was ich tun würde, wenn du tot bist, Raïssa. Auch tot sein, habe ich dir geantwortet, doch du hast es nicht glauben wollen. Nun siehst du, dass ich recht hatte. Ich werde hier bleiben zwischen Meer und Himmel, ganz nah von dir, und ich werde mit Selma verheiratet sein, sehr lange vielleicht. So tot bin ich, Raïssa, dass ich alles tun kann, ohne es zu erleben. Und es ist gar nicht so schwer, nein, es ist gar nicht schwer zu sterben, Raïssa.